Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 572. **Donnerstag** den 8. November 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 8. November.

In verschiedenen Blättern wird ein Ueberblick über die **für die nächste Reichstagstagung** angekündigten Vorlagen gegeben. Die dabei aufgezählte Reihe von Entwürfen, welche von den verbündeten Regierungen zu erwarten sein soll, ist ziemlich groß. Zur Erledigung derselben gehörte eine Session von einer Dauer, wie sie etwa in den Jahren 1890 bis 1892 abgehalten wurde. Kann von einer solchen Dauer der nächsten Session schon keine Rede sein, so ist es natürlich, daß die Verlegung der Eröffnung des Reichstages von der Mitte des Novembers auf den Anfang des Decembers auch auf die Zahl der dem Reichstage vorzulegenden Gesetzentwürfe einen Einfluß ausübt. Allerdings wird sich der Reichstag der Berathung derjenigen Vorlagen, deren Erledigung dringend nothwendig ist, in der nächsten Tagung nicht entziehen können. Nur kann man beruhigt darüber sein, daß nicht alle die Entwürfe, welche man jetzt aufzählt, dem Reichstage vorgelegt werden. Das ist schon deshalb nicht möglich, weil auch Vorlagen aufgeführt werden, welche reine Verwaltungsmaßnahmen sind, die vom Bundesrathe allein erledigt werden. Das ist beispielsweise mit dem neuen Waarenverzeichniß zum Zolltarif der Fall, dessen Entwurf nun schon längere Zeit im Bundesrathe berathen wird. Es werden aber auch Gesetzesänderungen erwähnt, an deren Einführung die verbündeten Regierungen überhaupt nicht gedacht haben. Das ist der Fall mit der Aenderung des Zolltarifs behufs Einführung eines Quebrachozolles. Die Regierungen sind der Ansicht, daß sich eine solche Tarifänderung schon durch die in Geltung befindlichen Handelsverträge verbietet. Auch davon, daß von den verbündeten Regierungen ein Heimstättengesetz in Aussicht genommen sei, hat bisher nichts verlautet. Kurz, jener Ueberblick kann durchaus nicht den Anspruch darauf machen, den für die nächste Tagung wahrscheinlich in Aussicht stehenden Vorlagenkreis annähernd abgegrenzt zu haben. Es ist dies eben gegenwärtig überhaupt noch nicht möglich, da, ganz abgesehen davon, daß Beschlüsse in dieser Richtung vom Bundesrath noch nicht gefaßt sind, auch die Vorarbeiten für verschiedene Vorlagen, auf deren baldige Erledigung Werth gelegt wird, noch gar nicht soweit gediehen sind, daß mit Bestimmtheit ihre Einbringung schon in der nächsten Session sich erwarten läßt.

Während süddeutsche **Ultramontane** die heftigsten Angriffe gegen den Reichskanzler **Fürsten Hohenlohe** richten — besonders thut sich darin Dr. Ratzinger in der „Deutschen Reichsztg." hervor —, beobachtet die norddeutsche klerikale Presse gegenüber dem neuen Kanzler größere Zurückhaltung. Eine Centrumscorrespondenz, die auch von der „Germania" und dem „Westf. Merk." abgedruckt wird, giebt die Bedingungen kund, unter welchen das Centrum für die Maßnahmen zur Bekämpfung des Umsturzes zu haben sein würde. Die Correspondenz lautet:

„Wenn wir mitthun sollen bei der Verstärkung der äußeren Machtmittel des Staates unter dem Titel der Umsturzbekämpfung, so müssen wir darüber beruhigt sein, daß 1) ein vernünftiges Maß der Rechtsverschärfungen und Freiheits-Beschränkungen gewahrt wird, 2) der Mißbrauch dieser Mittel zur Bekämpfung der staatstreuen Opposition nicht beabsichtigt wird, 3) die Ausdehnung der Umsturzgefahr zu Conflicten, Angstwahlen, Wahlrechts-Aenderung oder gar Staatsstreich ausgeschlossen ist, und endlich daß 4) die Heilung des Uebels von innen heraus durch Pflege von Religion und Sitte, sowie durch Socialreform nicht hintangehalten wird.

Mit anderen Worten, das Centrum will eine Bürgschaft dafür haben, daß die Verstärkung der Machtmittel des Staates nicht auch gelegentlich gegen das Centrum und seine Partei zur Anwendung kommen könne. Soviel bis jetzt über den Inhalt der zu erwartenden Vorlage verlautet, dürfte für das Centrum wohl kein Grund vorhanden sein, seine Mitwirkung zu versagen.

Die Regierung des neuen Statthalters in **Elsaß-Lothringen** beginnt unter einem sehr günstigen Zeichen. Die Wahlen zum Landesausschuß haben mit einer entschiedenen Niederlage der Klerikalen geendet, vielleicht der größten Schlappe, die sie hier je erlitten haben. Im Landkreis Straßburg ist der Reichstagsabgeordnete Dr. med. Bostetter (Hospitant der nat.-lib. Partei) und nicht der klerikale Gutsbesitzer Quirin, in Molsheim der Reichsgraf Zeppelin-Aschhausen und nicht der Bruder des Abbé Dr. Müller-Simonis, und in Hagenau ist Kreisdirector Dr. Clemm gewählt worden, der bisherige Abg. Reinhold dagegen durchgefallen. Dieser Wahlausfall ist von großer Bedeutung, wenn man bedenkt, mit welcher Rührigkeit die klerikale Partei die Propaganda für ihre Candidaten, namentlich im Kreise Molsheim betrieben hatte, wenn man ferner erwägt, daß es im Elsaß fast nie vorkommt, daß ein sich wieder bewerbender Abgeordneter nicht wieder gewählt wird. Es zeigt sich in dem Ergebniß der Wahlen, daß der gesunde Sinn der elsässischen Bevölkerung nichts wissen will von der confessionellen Verhetzung, und daß man immer mehr zu der Einsicht kommt, politische Mandate nicht nach dem Glaubensbekenntniß sondern nach der persönlichen Befähigung der Bewerber zu vergeben. Die Klerikalen werden es natürlich nicht gelten lassen wollen, daß hier wie so manches andere Mal die Stimme des Volkes gegen sie gezeugt hat, sondern werden versuchen, ihren Mißerfolg mit der Behauptung zu bemänteln, daß die Wahlmänner durch die Beamteneigenschaft der Gewählten beeinflußt worden seien. Dem widerspricht aber, daß den Gewählten die Candidatur angetragen worden ist aus den Reihen der Wahlmänner heraus, ohne daß sie dieselbe gesucht haben. Und im Landkreise Straßburg hat die klerikale Partei doch dieselbe Schlappe erlitten, und da stand kein Beamter im Felde. Sogar im Kreise Weißenburg hat nicht viel gefehlt, und der Bürgermeister Teutsch wäre durchgekommen. Im Uebrigen sind allenthalben die früheren Abgeordneten wiedergewählt worden.

Das Gesammtergebniß der **belgischen** Provinzialwahlen ist folgendes: Die Provinzialräthe der vier vlämischen Provinzen Antwerpen, Ostflandern, Westflandern und Limburg, wie die Provinzialräthe der beiden wallonischen Provinzen Namur und Luxemburg behalten ihre bisherige streng klerikale Mehrheit. Die Klerikalen haben — was seit dem Bestehen Belgiens noch nicht vorgekommen ist — den Provinzialrath der gemischten Provinz Brabant erobert. Fortab besteht dieser Provinzialrath aus 48 Klerikalen, 41 Liberalen und 2 Socialisten, während früher 29 klerikalen 52 liberale Abgeordnete gegenüberstanden. In den Provinzen Lüttich und Hennegau haben die Socialisten die Doctrinär-Liberalen verdrängt und große Erfolge erstritten. Sie haben mit 7000 Stimmen Mehrheit die 21 Sitze in Lüttich, mit 500 Stimmen Mehrheit die vier Sitze in Verviers, die 2 Sitze in Dison, mit 4000 Stimmen Mehrheit die 7 Sitze in Charleroi und mit 1000 Stimmen Mehrheit die 5 Sitze in Mons erobert. Hiernach besteht fortab der Provinzialrath des Hennegaus aus 43 Liberalen, 22 Socialisten und 24 Klerikalen, der Provinzialrath der Provinz Lüttich besteht aus 37 Socialisten, 31 Liberalen und 15 Klerikalen. Die Socialisten haben somit in diesen beiden Provinzialräthen einen entscheidenden Einfluß. Da die Klerikalen in sieben, die Liberalen und Socialisten in zwei Provinzialräthen die Mehrheit besitzen, so werden 19 Klerikale und je 7 Liberale und Socialisten zu Senatoren gewählt werden. Nimmt man hinzu, daß die letzten Kammerwahlen 33 Socialdemokraten neben 104 Conservativen und 17 Liberalen zum Einzug in die Volksvertretung verhalfen, so zeigt sich, daß Belgien procentual die stärkste socialistische Vertretung hat. Nach einer kürzlich aufgestellten Berechnung ergeben sich für die verschiedenen Parlamente folgende Ziffern mit Bezug auf die in denselben sitzenden Socialisten: Belgien 20 Procent, Deutschland 11,5 Procent, Frankreich 6 Procent, Italien 4 Procent, Vereinigte Staaten von Amerika 3 Procent, Dänemark 2 Procent, Großbritannien 1,3 Procent und die Schweiz 0,5 Procent.

Bekanntlich versucht in **Palästina** die türkische Regierung die Privatländereien der in Syrien lebenden deutschen Colonisten durch Gewaltmaßregeln in Staatsland umzuwandeln. Was diese deutschen Colonien anbetrifft, so giebt es vier größere und zwar bei Jaffa, auf der Ebene Saron, in Kaifa und vor den Thoren von Jerusalem. Kleinere deutsche Ansiedlungen befinden sich außerdem noch in Ramleh, Bethlehem, Artas, Tiberias ꝛc. Die deutschen Colonisten in Syrien sind fast ausnahmslos Mitglieder der religiösen Genossenschaft des Tempels, einer von der evangelischen Landeskirche abgefallenen Secte, welche sich in den fünfziger Jahren unter Führung des Stuttgarter Predigers Dr. Hoffmann in Württemberg bildete. Da die Secte hauptsächlich chiliastischen Ideen huldigt, so begründete sie Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre zunächst die vier größeren genannten Colonien in Syrien. Die Colonisten beschäftigen sich hauptsächlich mit Acker- und Weinbau, Obst- und Bienenzucht und haben auch einige kleinere Fabriken begründet. Die Colonisten sind deutsche Reichsangehörige geblieben und so genügen auch die jungen Colonisten ihrer Militairpflicht in deutschen Garnisonplätzen, während auf der anderen Seite das deutsche Reich den deutschen Schulen der Colonisten jährliche regelrechte Zuschüsse gewährt. Natürlich müssen die Land- und Hausbesitzer unter den Colonisten Grund-, Gebäude- und andere Steuern an die türkische Regierung entrichten. In Kaifa, am Fuße des Karmel, haben die deutschen Colonisten auch eine deutsche Ackerbauschule ins Leben gerufen. Die Zahl der Colonisten in Syrien beträgt insgesammt etwa 2000, überwiegend Württemberger, vereinzelt auch Preußen, Sachsen, Hessen u. s. w. Näheres darüber ist in Theod. Herm. Lange's instructivem Werk: „Die deutschen Colonien in Syrien", Prag, Verlag des deutschen Vereins, zu finden.

Die Ruhe in **Mittelasien** ist durch den Angriff des Waziristammes auf die mit der Regelung der indisch-afghanischen Grenze betraute Commission, welche unter der Leitung des Obersten Turner arbeitet, recht unliebsam gestört worden. Es fehlte wenig, so wäre es den Engländern schlimm ergangen, und nur die rege Wachsamkeit des Commandeurs, verbunden mit dem tapferen Widerstande der aus Gurka-Kriegern zusammengesetzten Begleitmannschaft, vereitelte den feindlichen Anschlag. Oberst Turner hatte Wind erhalten, daß die Waziris sich mit hinterhältigen Absichten trügen, und war stets auf seiner Hut. Als der Ueberfall bei Tagesgrauen ins Werk gesetzt wurde, fanden die Angreifer das kleine britische Expeditionscorps zum Empfange bereit, und nach einem etwa viertelstündigen harten Kampfe, Mann gegen Mann, der auch in die Reihen der anglo-indischen Truppe eine klaffende Lücke riß, wurden die Waziris zurückgeworfen. Von den britischen Lancirreitern hart bedrängt, artete der Rückzug der Waziris bald in wilde Flucht aus. Nachdem dieser unbotmäßigste unter den Stämmen Afghanistans einmal den Weg der Gewalt beschritten hatte, war es nicht nur militairisch, sondern auch politisch von Wichtigkeit, daß die demselben ertheilte Lection möglichst nachhaltig ausfiel, und dieser Erwägung hat Oberst Turner auch gehorcht, als er die Verfolgung des Feindes bis zur völligen Debaute desselben anordnete. Es ist dessenungeachtet noch keineswegs sicher, ob die Grenzregulirungscommission nunmehr ihre Arbeit ohne weitere Behelligung wird zu Ende führen können. Die Waziris sind ein wesentlich von Raub- und Beutezügen in benachbarte Gebiete lebender Nomadenstamm, die ahnen, daß mit der Festlegung einer bestimmten Grenzlinie zwischen dem indischen und dem afghanischen Territorium eine neue Zeit anheben wird, wo für ihre zügellosen gewaltthätigen Instincte immer weniger Spielraum bleibt, und deshalb sind sie abgesagte Gegner der Durchlegung des Grenzzuges durch ihre eigenen Jagd- und Weidegründe. Bis jetzt konnten sie ihre Streifzüge ins Werk setzen, ohne sich einer formellen Verletzung anglo-indischen Gebietes schuldig zu machen, weil es eben noch keine fest bestimmte Grenze gab. Die Herstellung einer solchen Grenze zwischen Indien und Afghanistan soll aber der bisherigen Unsicherheit, die ein steter Quell von Wirren und Reibungen war und den Frieden in jenem Theile Mittelasiens permanent bedrohte, ein definitives Ziel setzen. Wenn der Gesundheitszustand des Emirs Abdurrahman es gestattet, so dürfte auch dieser Herrscher sich kaum der Pflicht entziehen wollen, die räuberischen Waziris zur Raison zu bringen. Es gehört mit zu den Bestrebungen der afghanischen Politik England, dem Emir die Vortheile der Grenzregulirung so einleuchtend zu machen, daß er auch nach Norden, wo russisches und afghanisches Gebiet angrenzen, zu einem ähnlichen Regulirungswerk den Entschluß fasse.

Offenbar ist der **chinesisch-japanische Krieg** an einer entscheidenden Wendung angelangt. Das unaufhaltsame Vordringen der Japaner und das schimpfliche Zurückweichen der chinesischen Truppen, die Korea fast ohne Schwertstreich preisgaben, hat den Beherrscher der 340 Millionen zu der Ueberzeugung gebracht, daß sein Reich auf nur allzu morschen Füßen steht und daß es, sobald die japanischen Geschütze vor Peking ertönen werden, rettungslos in sich zusammenbrechen muß. Der Kaiser berief Hauptmann v. Hanneken nach der Hauptstadt. Eine neue Armee nach deutschem Muster sollte aus dem Boden gestampft werden. Dazu aber gehört Zeit und Geld, und vor allen Dingen, China hätte früher seinen Hochmuth aufgeben, es hätte weniger Verachtung gegen die fremden Einrichtungen hegen müssen. Gegenwärtig ist eine Neuorganisation der Armee und Marine unmöglich, weil dazu auch erst die Einführung einer Centralisation in der Verwaltung des Reiches erforderlich ist. Dieser Ansicht wird Hauptmann v. Hanneken Ausdruck verliehen haben, denn nach seiner Audienz beim Kaiser wandte sich China an die auswärtigen Mächte um Friedensvermittelung, es traf nur noch die letzten Verzweiflungsmaßregeln, um die Hauptstadt vor der drohenden Einnahme zu schützen. Prinz Kung, der Vater des Kaisers, wurde zum Dictator und militairischen Obercontroleur ernannt, Prinz Tschung wurde Untercontroleur. Der einzige Mann von Einsicht und Verstand, Vicekönig Li-Hung-Tschang wurde seines Postens enthoben, General Wai wegen der Niederlage bei Ping-Yang und Verurtheilung des Soldes der Truppen degradirt, dem Admiral Ting wegen lügnerischer Berichte über die Seeschlacht an der Yaluminbung die ertheilten Ehrenbezeigungen wieder entzogen. Aber wie gesagt, einen Erfolg verspricht man sich von diesen letzten krampfhaften Anstrengungen nicht, räumte doch Prinz Kung am Sonnabend den Vertretern der Mächte ein, China sei nicht länger im Stande, dem japanischen Angriff Widerstand zu leisten und beschwor die Mächte, sich

---

Feuilleton.

Der Tag der Vergeltung.

4] Von A. K. Green.

Erstes Buch.

Leben oder Tod.

Erstes Capitel.

Nachdruck verboten.

Am Abend des 13. Juli 1863 verließen zwei Männer, der eine in Washington, der andere in Buffalo, ihren Wohnort, und zwar unter merkwürdig ähnlichen Umständen.

Jedem von ihnen hatte die Morgenpost einen Brief gebracht, den sie sogleich vernichteten. Beide befanden sich den ganzen Tag über in einer stets wechselnden Unruhe; ja, als sie von den Ihrigen Abschied nahmen, erreichte ihre innere Erregung einen solchen Grad, daß die bloße Thatsache ihrer raschen Berufung nach New-York in geschäftlichen Angelegenheiten dafür keine genügende Erklärung bot. Auch daß dort gerade ein gefährlicher Aufstand tobte, Leben und Sicherheit jedes friedlichen Bürgers bedrohend, konnte unmöglich der Grund ihrer heftigen Gemüthsbewegung sein.

Der Mann aus Washington, Samuel White, ein früherer Makler, war jetzt angehender Staatsmann. Er galt für sehr wohlhabend, trieb aber nicht den geringsten Luxus, sondern lebte ganz still und zurückgezogen, was seiner offenbar ehrgeizigen und prunkliebenden Natur keinenfalls zusagen konnte. Freilich war es in der damals sehr unruhigen Zeit des Bürgerkriegs überhaupt nicht rathsam, seinen Reichthum auffällig zur Schau zu tragen, allein die Einfachheit von Whites Lebensweise war so groß, daß die bedrängte Lage des Vaterlandes kaum die einzige Ursache der Beschränkung sein konnte, die er sich auferlegte; die Leute meinten, es müsse wohl noch ein geheimer und zwingender Grund dahinter stecken.

Seine Frau war viel leidend, aber sie liebte die Geselligkeit; enge, dürftig aufgeputzte Wohnräume waren durchaus nicht nach ihrem Geschmack.

Auch bei der Erziehung und Ausbildung des einzigen Kindes konnte eine übertriebene Sparsamkeit nicht erwünscht sein. White war kein Geizhals und doch häufte er sein Geld auf der Bank an, versagte seinen Angehörigen Bequemlichkeit und Genuß und schloß sich selbst von der segensreichen öffentlichen Wirksamkeit aus, für welche natürliche Anlage und Neigung ihn bestimmt zu haben schienen. Weshalb that er das?

Die Frage wurde oft erörtert, blieb aber unbeantwortet. Auch seine Gattin stellte sie eines Tages und erschrak heftig über den Blick voll Seelenqual, den er ihr zuwarf. Mit einem liebevollen Kuß machte sie rasch dem peinlichen Augenblick ein Ende, zum Zeichen ihres vollen, unbedingten Vertrauens. Aber sie vergaß dies Erlebniß nicht, und als sie am 12. Juli wieder jenen Ausdruck in den Mienen ihres Mannes sah, und die innere Pein den ganzen Tag nicht von ihm weichen wollte, ergriff sie das unheimliche Vorgefühl eines großen drohenden Unglückes. Oft schon hatte sie die Möglichkeit ins Auge gefaßt, daß ihr Mann thätigen Antheil am Kriege nehmen, wohl gar selbst ein Regiment ins Feld führen könne und der Gedanke an Trennung und Todesgefahr machte ihr liebendes Herz erbeben. Aber eine ganz andere Angst erfüllte sie jetzt; ein namenloses Grauen vor etwas Unbekanntem in der Seele ihres Mannes, die bisher wie ein offenes Buch vor ihr gelegen hatte. Was sie eigentlich fürchtete, wußte sie nicht, aber es quälte sie so sehr, daß sie unwillkürlich mit bangem fragenden Herzen die ganze Vergangenheit vor ihrem Geistesauge vorüberziehen ließ.

Sie kannte Samuel White von Jugend an. Im selben Landstädtchen aufgewachsen, waren sie Spielgefährten gewesen, lange bevor sie ein Liebespaar wurden. Als er fortzog, um sein Glück im Westen zu suchen, baute sie daheim die herrlichsten Zukunftspläne und träumte von ihrem künftigen seligen Eheglück. Bei seiner Rückkehr — (o wie lebendig brachte ihr der Gedanke daran die alte Zeit wieder ins Gedächtniß!) fragte sie nicht erst danach, ob er Geld und Gut erworben; sie bewillkommnete den Wanderer mit strahlendem Blick und warmem Liebesgruß. Auch er hatte ihr sein Herz bewahrt, das fühlte sie wohl, und doch war es ein seltsames Wiedersehen; denn er schien die Beweise ihrer treuen Liebe nur mit Widerstreben hinzunehmen. Dies schüchterne Wesen, wie sie es in ihrer Unerfahrenheit nannte, war ihr damals aufgefallen, nun sie aber mit gereifterem Urtheil daran zurückdachte erkannte sie wohl, daß er eine förmliche Scheu empfunden hatte, sich zum Eintritt in den Ehestand feierlich zu verpflichten. Trotzdem hatte er sie geheirathet und war ihr ein treuer, liebevoller Gatte gewesen. Kein eifersüchtiger Gedanke war je in ihr aufgestiegen, obgleich seine äußere Erscheinung ganz danach beschaffen war, die Frauenwelt unwiderstehlich anzuziehen und zu fesseln. Nur eine schwere Enttäuschung hatten ihr die Jahre gebracht: die Hoffnung, daß ihr Mann sich in der Oeffentlichkeit hervorthun und nach einer für seine Gaben angemessenen Stellung streben würde, hatte sich nicht erfüllt. Wie stolz würde sie auf seine Erfolge gewesen sein! Es hätte ihr Trost und Zerstreuung gebracht in ihrem bei zunehmender Kränklichkeit häufig leidenden Zustand, ihn im Staatsleben zu Ehre und Ansehen emporsteigen zu sehen. Daß er würdig gewesen wäre, einen hohen Platz unter den Führern des Volks einzunehmen, galt ihr für ausgemacht. Er besaß einen weiten Gesichtskreis, die Arbeit war seine Lust, er schien zum Herrschen geboren. Und doch blieb er in seiner Dunkelheit und wirkte nur im Geheimen, gerade als schäme er sich seines Thuns — ein Verfahren, das zu seinem ganzen Charakter in völligem Widerspruch stand. Alles dieses erwog die Gattin in ihrem Sinn an jenem Tage voll innerer Kämpfe, aber sie fand keinen Aufschluß über das Geheimniß, das auf seiner Seele lastete und auch ihren Frieden zu zerstören drohte.

Von den elf Jahren ihrer Ehe hatten sie fünf in New-York zugebracht, wo White das Maklergeschäft betrieb, dann waren sie nach Washington übergesiedelt und er hatte seine politische Laufbahn begonnen, aber ganz im Verborgenen und nur wie verstohlen, so daß sein Einfluß sich zwar bemerkbar machte, sein Name aber selten genannt wurde und seine Person nie in der Oeffentlichkeit erschien. Seit einiger Zeit war er noch seltener ausgegangen als sonst und dann und wann sprach eine geheime Angst aus seinem Blick, die bei der Ankunft des Briefes am 13. Juli ihren Höhepunct zu erreichen schien. Sie hätte blos die Hand ausstrecken dürfen nach jenem Zettel, um Aufklärung über alle dunklen Räthsel zu erlangen, die sie nicht lösen konnte. Einen Augenblick zögerte sie, aber schon war es zu spät: er riß den Brief in kleine Stücke und starrte wie hilflos ins Leere. Als sein glanzloses Auge ihrem fragenden Blick begegnete, streckte er die Hand aus, als wolle er sie anflehen zu schweigen, und schwankte aus dem Zimmer. Etwa eine Stunde später kehrte er gefaßter zurück und theilte ihr mit, er habe einen Brief erhalten, der ihn nöthige, unverzüglich nach New-York abzureisen; zuvor wünsche er jedoch seinen Sohn Stanhope zu sehen, sie möge daher rasch nach ihm schicken. Diese Bitte erhöhte noch ihre Bestürzung, denn Stanhope war auf der Schule in dem mehrere Meilen entfernten Georgetown. Hielt ihr Mann vielleicht die Reise nach New-York, wo der Pöbelaufstand tobte, für gefährlich und wollte Abschied von dem Knaben nehmen? Eine derartige Furcht war doch bei der sanftigen Entschlossenheit und Kraft seines Charakters kaum denkbar.

Im Laufe des Tages sah sie ihn nur wenig, da er meist am Schreibtisch beschäftigt war; wie sehr er sich aber auch zwang, in ihrer Gegenwart unbefangen zu erscheinen, so war doch eine angstvolle Spannung, ein tiefer Kummer in seinen Mienen unverkennbar. Endlich ertrug sie es nicht länger.

„Samuel", rief sie in schmerzlichem Flehen und schlang die Arme um seinen Hals, „was quält Dich so? Was bedeutet diese plötzliche Reise? Sind es Staatsgeschäfte, die Dich fortrufen, oder ist es eine persönliche Angelegenheit, die Du mir nicht verschweigen sollteſt?"

Er zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann sagte er in einem Tone, der ihr jede weitere Frage abschnitt:

„Mich ruft ein Privatgeschäft nach New-York. Wäre es gut für Dich, zu wissen, welcher Art es ist, so würde ich Dir mein Vertrauen nicht vorenthalten."

Die Worte klangen kränkend, doch schloß er sie dabei mit leidenschaftlicher Innigkeit in die Arme. „Vergiß nicht", fügte er eindringlich hinzu, „daß ich Dich stets lieb gehabt habe!" Ehe sie sich noch von ihrer Ueberraschung erholen konnte, hatte er das Zimmer verlassen.

„Ich will warten bis Stanhope kommt", dachte sie bei sich, „er wird schon ausfindig machen, was seinen Vater quält und warum er gerade jetzt die Reise nach New-York unternimmt."

Aber Stanhope's Ankunft machte die Sache nur noch räthselhafter. Statt den Knaben zu sich kommen zu lassen und ihn zu begrüßen, schien Herr White sich förmlich zu fürchten, sein Kind zu sehen. Erst als es fast Zeit zum Tage war, kam er aus seiner Studirstube, setzte sich und nahm den Knaben auf sein Knie. Er versuchte zu reden, aber die Stimme versagte ihm; einen Augenblick beugte er sich über das Haupt des Kindes, dann schob er das Kind bei Seite, sprang auf und griff nach seinem Hut.

„Was ich zu thun habe, wird morgen Abend geschehen sein", sagte er zu der Mutter, welche die Hand nach ihm ausstreckte, als wolle sie ihn zurückhalten. Seine Stimme hatte einen unnatürlichen fremdartigen Klang. „Uebermorgen sollst Du von mir hören und den Tag darauf werde ich wahrscheinlich wieder daheim sein."

Das war er auch, aber nicht auf die Weise, wie er es offenbar erwartete.

* * *

Lemuel Philipps aus Buffalo, der an dem nämlichen Tage durch einen Brief nach New-York berufen wurde, war ein Mann ganz anderer Art als Herr White aus Washington. Von Gestalt schlank und mager mit fein geschnittenen Gesichts-

SLUB
Wir führen Wissen.